

Wettbewerb um Forschungsmittel

Mangelhaft, mittelmäßig oder exzellent:
Was kommt raus beim Peer Review?

| STEFAN HORNBOSTEL | Gutachterinnen und Gutachter sollen im Wettbewerb um Forschungsförderung originelle und innovative Forschungsansätze identifizieren. Gleichzeitig soll das konservativ ausgerichtete Peer Review Verfahren garantieren, dass Fördermittel in erfolgreiche Ideen investiert werden. Wie passt das zusammen?

Serge Haroche erhielt 2012 den Nobelpreis für Physik; 2009 hatte der European Research Council (ERC) ihm ein Forschungsprojekt bewilligt und finanziert. So etwas ist für eine Forschungsförderungseinrichtung, als ob Weihnachten und Ostern zusammen fallen würden, zeigt es doch, dass man bahnbrechende Forschung frühzeitig erkannt und gefördert hat, nicht zu den risikoaversen Förderern gehört und öffentliche Gelder erfolgreich in innovative Forschungsideen investiert hat. Aus diesem Rechtfertigungsdruck heraus unterzieht der ERC seit 2015 seine Förderung einer regelmäßigen Evaluation. Danach haben zwischen 19 und 25 Prozent der geförderten Projekte zu wissenschaftlichen Durchbrüchen geführt und immerhin 48 bis 60 Prozent zu größeren wissenschaftlichen Fortschritten, während nur ca. ein Prozent der Projekte wissenschaftlich ergebnislos blieb. Ein erstaunliches Ergebnis, denn üblicherweise gilt die Regel: Wo Licht ist, ist

auch viel Schatten. Nun mag eine derartige auf Peer Review beruhende Selbstevaluation durch den Scientific Council ERC einer externen Überprüfung mit anderen Verfahren nicht vollumfänglich standhalten, gleichwohl lässt sich damit zumindest exemplarisch der jahrzehntelangen Klage über mangelnde Validität und Reliabilität des Peer Reviews etwas entgegensetzen. Vor allen Dingen aber kann man mit derartigen

»Mainstreaming findet keineswegs nur bei Gutachtern, sondern auch bei Antragstellern statt.«

Beispielen dem Vorwurf begegnen, das Peer Review habe einen eingebauten Konservatismus, der sich als Innovationsbremse auswirke. Dieser Vorwurf verweist auf ein Problem, mit dem Gutachter tatsächlich regelmäßig zu tun haben: Sie sollen einerseits originelle, neuartige und vielversprechende Forschungsansätze identifizieren, zugleich aber eine gewisse Garantie dafür abgeben, dass die geförderten Projekte sich am Ende nicht als Flop erweisen, sondern – zumindest im Regelfall – einen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt leisten und bei alledem sollen die fachlichen Urteile auch jede Form von Verzerrung (Gender, Status, Alter, Renommee der Forschungseinrichtung) vermeiden.

Druck auf beiden Seiten

Das Zauberwort, mit dem dieser Konflikt aufgelöst werden kann, heißt „past

performance“. Wer in der Vergangenheit bereits seine Leistungsfähigkeit demonstriert hat, lässt erwarten, dass auch in Zukunft qualitativ hochwertige Forschungsergebnisse erzielt werden. Nur erzeugt eben diese meritokratische Orientierung auch eine Pfadabhängigkeit, unter der nicht nur Nachwuchswissenschaftler, die noch kein beeindruckendes Œuvre vorweisen können, sondern auch originelle Ideen jenseits des Mainstreams leiden. Angesichts von Erfolgsquoten beim Wettbewerb um Forschungsmittel, die sich – je nach Programm und Förderer – in Größenordnungen zwischen 10 und 30 Prozent bewegen, stehen Gutachter wie Antragsteller unter erheblichem Druck. Die steigende Menge von Beratungsliteratur für Antragsteller zeigt, dass durch diesen Druck auch das Verfassen von Anträgen zunehmend profession-

alisiert wird. Die Zeitschrift „Nature“ widmete den „Geheimnissen, einen erfolgreichen Antrag zu schreiben“ in diesem Jahr ganze drei Seiten. Mainstreaming findet also keineswegs nur bei Gutachtern, sondern auch bei Antragstellern statt. Das macht das Geschäft der Gutachter nicht einfacher und erklärt vielleicht, warum Gutachter (etwa in der Exzellenzinitiative) mehrheitlich davon überzeugt sind, auch unkonventionelle Ideen zu erkennen und zu fördern, während gleichzeitig von Antragstellern immer wieder mangelnde Sorgfalt und Unvoreingenommenheit der Gutachter kritisiert wird. Letzteres hat zu einer Fülle von Experimenten mit „open review“, Lotterieverfahren, Boni für Erstantragsteller, knappe Antragsskizzen und Förderverfahren für riskante und unkonventionelle Forschungsideen geführt. Allerdings kon-

AUTOR



Stefan Hornbostel ist Professor für Soziologie an der HU Berlin und Leiter der Abteilung Forschungssystem und Wissenschaftsdynamik des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung Berlin.

zentrieren sich diese Experimente tendenziell eher auf kleinere Förderformate, während größere Projekte wie etwa die Exzellenzstrategie explizit auf eine Würdigung der vergangenen Leistungen setzen. Es ist insofern auch nicht überraschend, dass die in der Exzellenzstrategie geförderten Universitäten, wenn man bibliometrische Indikatoren oder Rankings zugrunde legt, sich auch vor ihrer Förderung im oberen Leistungsbereich bewegten. Eben dies ist für Kritiker aber Anlass, „eine künstlich inszenierte Dauerkonkurrenz“, „eine Fassadenkultur der Antragstellung, die Orientierung am Mainstream und prekäre Projekt-Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft“ zu beklagen (s. Petition: Für gute Forschung und Lehre – Argumente gegen die Exzellenzinitiative).

Unrealistische Erwartungshaltung

Die Wissenschaftspolitik verhält sich in diesem Konflikt äußerst ambivalent. Denn trotz Exzellenzstrategie kursiert einerseits die Diagnose, dass nicht ein Mangel an guten Ideen herrsche, sondern vor allen Dingen Schwierigkeiten bei deren Umsetzung, was konsequenterweise zur Gründung der „Agentur für Sprunginnovationen“ führte, die in den nächsten zwei Jahren mit 150 Millionen Euro die Innovation mit unorthodoxen Verfahren befördern soll. An-

dererseits aber herrscht eine geradezu unrealistische Erwartungshaltung im Hinblick auf die „Normalwissenschaft“, die gerade nicht bahnbrechende Grundlagenforschung, sondern handfeste Lösungen für dringende Probleme liefern soll. So verkündete die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Anja Karliczek, im Januar dieses Jahres, dass in wenigen Monaten ein Impfstoff

»Unser Wissen über die Wirkung von Förderformaten und Entscheidungsverfahren ist sehr rudimentär.«

gegen das Corona-Virus Covid-19 entwickelt werden könne. Das ist auch für eine gut ausgestattete und weltweit koordinierte Forschung nicht zu schaffen. Zur Bekämpfung der Pandemie sind eine ganze Reihe offener Forschungsfragen zu klären, aber weder für die Sequenzierung des Genoms noch für die Entwicklung eines Impfstoffs ist mit einem Nobelpreis zu rechnen. Vielmehr geht es hier um eine Seite der Wissenschaft, die angesichts des Diskurses über Exzellenz und hochrisikoreiche Forschung etwas aus dem Blickwinkel geraten ist. Zu einer leistungsfähigen Forschung gehört eben auch eine gute Infrastruktur, eine funktionierende nationale und internationale Kooperation und ein inkrementeller Fortschritt, der es ermöglicht, über Jahrzehnte entwi-

ckeltes Wissen zeitnah zur Bewältigung neuer Problemlagen einzusetzen.

Man sollte sich also vor allzu einfachen Rezepten zur Stimulierung von Innovation und Forschungsqualität hüten. Forschungsexzellenz ist ein Oxymoron im besten Sinne. Der Begriff beinhaltet sowohl den wenig spektakulären inkrementellen Fortschritt auf der Basis hoher Standards und enger Kooperation, als auch die gerade diesem gesicherten Wissen widersprechenden, unkonventionellen Ideen, von denen sich nur wenige als tragfähig erweisen, dafür aber mit gravierenden Konsequenzen für die

Wissenschaft. Die Diskussion um Mainstreamforschung, erlahmende Innovationskraft, Forschungsmüll und Qualitätsmängel verweist aber auch auf ein Desideratum: Unser Wissen über die Wirkung von Förderformaten, Beurteilungs- und Entscheidungsverfahren und Maßnahmen der Qualitätssicherung ist sehr rudimentär. Insofern ist es äußerst begrüßenswert, dass weltweit Forschungsförderer nicht nur mit neuen Verfahren experimentieren, sondern zunehmend auch in „Meta Research“ investieren. Eine immer komplexer werdende Wissenschaft, die sich mit immer höheren Erwartungen konfrontiert sieht, muss mehr über ihr eigenes Funktionieren wissen, als es derzeit der Fall ist.

Papieratlas 2020

Die Initiative Pro Recyclingpapier sucht erneut die recyclingpapierfreundlichsten Hochschulen Deutschlands. Hochschulen mit über 5 000 Studierenden sind bis zum 31. März 2020 zum fünften Mal aufgerufen, ihren Papierverbrauch und ihre Recyclingpapierquoten transparent zu machen.

Der Papieratlas 2020 würdigt alle teilnehmenden Hochschulen für die Nutzung von Recyclingpapier mit dem Blauen Engel und stellt die ökologischen Einspareffekte in den Bereichen Energie, Wasser und CO₂-Emissionen anschaulich dar. Die Sieger in den Kategorien „Recyclingpapierfreundlichste Hochschule“, „Aufsteiger des Jahres“ und „Mehrfachsieger“ werden im Herbst 2020 im Bundesumweltministerium ausgezeichnet.

Der Papieratlas steht unter der Schirmherrschaft von Bundesumweltministerin Svenja Schulze. Kooperationspartner des Hochschulwettbewerbs sind das Bundesumweltministerium, das Umweltbundesamt und der Deutsche Hochschulverband.

Nähere Informationen zum Wettbewerb gibt es unter:
www.papieratlas.de